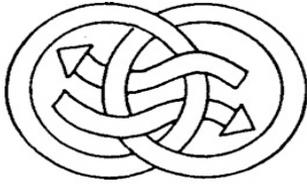


Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Româno-Germane



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft e.V

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang X, Heft 1, Sommer 2009

Aus dem Inhalt:

Dr. Gerhard Köpernik: Grußwort aus Bukarest

Agathe Reingruber: Ein deutsch-rumänisches Forschungsprojekt an der Unteren Donau

Iunia Martin: Weltwirtschaftskrise löst Verkehrsproblem in Bukarest

Raluca Marilena Mihalcioiu: Ansätze zur Verbesserung der Qualität der öffentlichen Verwaltung in Rumänien

ADZ: Das Internet-Portal www.kulturraum-banat.de

Julian Gröger: Als Robert-Bosch-Lektor in Chișinău...

Josef Neamtz: Zu guter Letzt - Brief an einen italienischen Freund

Axel Barner: Von einem wutrich der hies Trakle waida von der Walachei. Rezension zum Katalog „dracula – Woiewode und Vampir. Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien. Von W. Seipel, Wien 2008“

Harald Roth: Hermannstadt. Kleine Geschichte einer Stadt in Siebenbürgen, (Hermine Untch)

Birgitta Gabriela Hannovers: Bukarest. Die rumänische Hauptstadt und ihre Umgebung. (Markus Bauer)

Manfred Richter: Bilaterale Dialoge der Ev. Kirche in Deutschland (EKD) mit der Rumänisch-Orthodoxen Kirche.

Herausgeber:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

Redaktion:

Larisa Schippel

Christof Kaiser

Robert Vitalyos

www.deruge.org

Grußwort aus Bukarest. Von **Dr. Gerhard Köpernik**

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

seit einem Jahr wohne ich in Bukarest, Boulevard Decebal. Die architektonisch etwas anspruchsvollen Wohnblöcke wurden zu Ceausescus Zeiten geplant, nach der Revolution fertiggestellt. „Besserverdienende“ Rumänen haben sich hier Eigentumswohnungen gekauft. Der vierspürige Boulevard ist zu beiden Seiten gesäumt von Banken, Bars, Restaurants und einigen Läden. Die breit angelegten Bürgersteige sind mit Autos vollgeparkt, darunter viele Wagen der deutschen Oberklasse. Bars und Restaurants sind gut besucht, und im nahe gelegenen Supermarkt drängeln sich die Kunden vor langen Regalen mit importierten Waren.

Von der internationalen Finanzkrise ist wenig zu bemerken. Oder doch? Mehr abgestellte PKWs als vor einem Jahr werden zum Verkauf angeboten. Vor einigen Monaten sah man an Türen von Geschäften Zettel, auf denen nach Personal gesucht wurde. Sie sind jetzt verschwunden. Die Immobilienpreise sinken deutlich. Einige Industrieunternehmen haben wegen Auftragsmangels Arbeiter entlassen. Das Wachstum der rumänischen Wirtschaft hat sich im letzten Vierteljahr 2008 deutlich abgeschwächt. Der Leu hat gegenüber dem Euro seit Herbst 2008 erheblich an Wert verloren, die Inflation hat wieder zugenommen.

Droht das wirtschaftliche Unwetter, das sich über Ungarn schon voll entlädt, nach Rumänien weiterzuziehen? Die Regierung sieht die Lage nicht sehr pessimistisch, sie rechnet für 2009 mit einem Wachstum von 2,5% - erheblich weniger als 2008 (7%), aber immerhin fast doppelt soviel, wie die Bundesrepublik Deutschland 2008 geschafft hat. Zwar hat sie wieder ein Autoverschrottungsprogramm („Rabla“) anlaufen lassen, wonach jeder, der sein 10 Jahre altes Auto gegen ein neues eintauscht, 3800 Lei erhält, ein breit angelegtes Programm zur Stützung der Wirtschaft oder der Banken gibt es aber nicht. Im Gegenteil: Die Regierung Boc bemüht sich, die Staatsausgaben zu reduzieren.

So war es Anfang März. Jetzt Anfang April sieht die Lage etwas dramatischer aus: Mit dem Internationalen Währungsfonds (IWF) wurde ein Kre-

ditvertrag über 20 Milliarden EUR abgeschlossen - zwar nur, wie Präsident Basescu erklärte als „Sicherheitsgurt“ gegen einen möglichen Crash, aber ohne den Kredit wäre es wohl mit dem Leu steil abwärts gegangen, die Finanzierung der Staatsausgaben wäre aus dem Ruder geraten. Während der Präsident der Nationalbank sich müht, etwas Optimismus zu verbreiten, geht der IWF von einer deutlichen Rezession 2009 aus. Für die Regierung haben die Auflagen des IWF auch ihr Gutes: Die Gehälter im öffentlichen Dienst werden unter Hinweis auf die IWF-Auflagen eingefroren, Wahlversprechen müssen nicht mehr eingehalten werden.

Die Wirtschaftskrise wird sich 2009 auch in Rumänien verschärfen. Zwar durfte man in Rumänien - anders als in den USA - Kredite zur Immobilienfinanzierung nur aufnehmen, wenn man Eigenkapital und ein für die Bedienung des Kredits ausreichendes Gehalt nachweisen konnte, aber die Rumänen, die Kredite in Euro aufgenommen haben, müssen nun wegen des Verfalls des Leu wesentlich höhere Zins- und Tilgungsraten aufbringen. Die ausländischen - vor allem österreichischen - Banken befürchten Ausfälle und fordern Hilfe. Die rumänischen Exporte werden unter der mangelnden Nachfrage im Ausland zu leiden haben. Die nächsten 1-2 Jahre werden deshalb auch für Rumänien schwierig werden. Dem oft auch über Kredite finanzierten Konsumrausch, dem sich „Besserverdienende“ in den letzten Jahren hingegeben haben, wird Katerstimmung folgen. Aber von drohendem Staatsbankrott zu reden, ist verfehlt. Ein Land, das Türkenherrschaft, Kommunismus und die Folgewirren überlebt hat, wird auch diese Wirtschaftskrise überleben.

Vielleicht wird es am Boulevard Decebal ruhiger werden. Ab September werde ich wieder in Berlin wohnen, wo es schon seit vielen Jahren etwas ruhiger ist.

Dr. Gerhard Köpernik

Präsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Ein deutsch-rumänisches Forschungsprojekt an der Unteren Donau.

Von **Agathe Reingruber/Svend Hansen/Meda Toderas**

Im Jahr 2002 wurde ein deutsch-rumänisches archäologisches Gemeinschaftsprojekt ins Leben gerufen, dessen Ziel die Erforschung eines Siedlungshügels aus dem fünften vorchristlichen Jahrtausend ist. Kooperationspartner sind die Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin, das Institut „Vasile Pârvan“ der Rumänischen Akademie der Wissenschaften in Bukarest und das Institut für Physische Geographie in Frankfurt. Seit 2004 wird das Projekt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziell gefördert, 2006 wurde die Grabung auch aus Mitteln des Rumänischen Ministeriums für Kultus und Kultur unterstützt. Das internationale Team besteht aus zahlreichen WissenschaftlerInnen verschiedenster Fachrichtungen, DoktorandInnen und StudentInnen aus Deutschland, Rumänien, Bulgarien, Georgien, den Niederlanden, den USA und Rep. Moldova. Jedes Jahr richten wir unsere Labors und Arbeitsplätze für zwei Sommermonate in der Schule des Dorfes Pietrele, Kreis Giurgiu, ein und bauen im Schulhof unser Camp auf. Während dieser acht Wochen fokussiert sich unsere Aufmerksamkeit auf die Bergung und Bearbeitung der zahlreichen und qualitativvollen Funde aus dem 6500 Jahre alten Siedlungshügel „Măgura Gorgana“ ca. 5 km östlich vom Dorfe Pietrele, am Rande der hier ungefähr 7 km breiten Donauaue. Durch das wiederholte Errichten neuer Bauten auf den Trümmern der alten entstand im Laufe mehrerer Jahrhunderte ein 7 m hoher künstlicher Hügel (Tell)

in dessen lehmigen, mitunter stark verbrannten Siedlungsschichten qualitativvolle Gegenstände aus Metall, Stein, Ton, Knochen und Geweih zu liegen kamen.

Eine Gruppe von Bauern suchte ca. 2000 Jahre vor der Nutzung von Schriftsystemen und mindestens 1000 Jahre vor der Erfindung von Rad und Wagen, den Siedlungsplatz am Rande der Hochterrasse auf. Doch ist ihre Zeit von bedeutenden sozialen Umwälzungen geprägt, deren Marker das Aufkommen der ersten Erzeugnisse aus Kupfer und Gold ist. Der östliche Balkan war im 5. Jahrtausend weltweit führend in der Herstellung von qualitativvollen Metallgegenständen wie Schmuckstücken aus Gold und Gegenständen aus Kupfer wie z.B. Nadeln, Äxte oder Meißel. Derartige Objekte gelangten Mitte des 5. Jahrtausends v.Chr. als Grabbeigaben in das Gräberfeld aus der Nähe von Varna an der Schwarzmeerküste. Seit der Entdeckung dieser Nekropole 1972 wissen wir, dass mit dem Beginn der Metallurgie große soziale Ungleichheit aufkam, denn nicht alle Gräber waren gleichermaßen reich ausgestattet. Welche Mechanismen hinter solchen tiefgreifenden sozialen Umwälzungen stehen, kann uns ein Gräberfeld mit Momentaufnahmen aus der Zeit der Grablegung nicht beantworten. Diese Möglichkeit eröffnet allerdings ein mehrschichtiger Wohnhügel, da hier über mehrere Jahrhunderte hinweg etliche Hausgenerationen an der gleichen Stelle lebten. Somit



Besuch S.E. des deutschen Botschafters in Bukarest und seiner Mitarbeiter in Pietrele



Der Siedlungshügel „Măgura Gorgana“ am Rande der Donauaue

lassen sich Konstanten und Veränderungen der Wirtschaftsweise über einen langen Zeitraum untersuchen, vor allem anhand der Pflanzen- und Tierreste, aber auch anderer Parameter, wie der Größe der Gebäude, dem Maß handwerklicher Spezialisierung u.a.m. Dem Archäologen bietet sich somit die einmalige Gelegenheit, Veränderungen im wirtschaftlichen, technischen, sozialen oder auch rituellen Bereich zurückzuverfolgen und im Vergleich zu analysieren.

Als zeitweilige Mitbewohner in der heutigen Dorfgemeinschaft und gleichzeitig auch Arbeitgeber für mehrere Familien ergeben sich zahlreiche Gelegenheiten nicht nur das Leben vor 6500 Jahren in der Gegend zu dokumentieren, sondern auch die heutige Gesellschaft zu erleben

und aufschlussreiche ethnographische Parallelen zu entdecken. In einer Gegend Munteniens ohne Müllabfuhr und ohne fließend Wasser ist uns in Absprache mit den lokalen Behörden der Bau eines 37 m tiefen Brunnens und neuer sanitärer Einrichtungen für die Schule gelungen. Doch sind es nur noch ca. 100 Kinder der Klassen 1-8, die diese Schule besuchen. Zahlreiche Häuser verfallen, nur wenige werden mit viel Aufwand renoviert. Für die Archäologen in ein paar Tausend Jahren sicher ein sehr interessanter Befund.

Weitere Informationen unter: Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts

http://www.dainst.org/index_6832_de.html

Weltwirtschaftskrise löst Verkehrsproblem in Bukarest. Von **Iunia Martin**

Eine eher ungewöhnliche Lösung für den ewigen Stau auf den Bukarester Straßen hat der Bürgermeister des 2. Sektors, Neculai Onțanu, zusammen mit Architekten der Firma „Proiect București“ Anfang Februar auf einer Pressekonferenz vorgestellt. In den nächsten zwei Jahren soll ein System von Seilbahnkabinen eilende Bukarester aus dem Herăstrău-Park über die Bukarester Seen bis zum Wohnviertel Pantelimon und zurück befördern.

„Ein jeder Bukarester, der stundenlang im Stau gesessen ist, muss sich einmal gewünscht haben, über die Straßen fliegen zu können, um schneller zum Arbeitsplatz zu kommen.“ So begründete der Projektleiter Valeriu Manea das 7 Millionen Euro teure Vorhaben, das aus EU-Geldern finanziert werden soll. Das Gondel-Projekt sieht außerdem vor, dass an den Seen entlang Fußgängerzonen entstehen und um die Stützpfiler herum Parkplätze errichtet werden. Das soll die Einwohner von Bukarest dazu bewegen, auf ihre Autos zu verzichten.

Als Vorbilder für das Seilbahn-Projekt gelten der Badeort Mamaia an der Schwarzmeerküste, der schon seit 2004 ein Gondel-System besitzt, das sich über 2,2 Kilometer erstreckt und die Stadt Piatra Neamț, wo eine Seilbahnstrecke von fast zwei Kilometern vor drei Jahren und für neun Millionen Euro errichtet wurde. Beide Projekte wurden von rumänischen Firmen ausgeführt. Medienberichten zufolge sei das Gondelprojekt

des Bürgermeisters Neculai Onțanu als Konkurrenz zum Ringautobahn-Projekt des Oberbürgermeisters Sorin Opreșcu gedacht. Opreșcu hatte sich nämlich in der Wahlkampagne 2008 vorgenommen, eine 12 Kilometer lange Ringautobahn mit drei Spuren pro Fahrtrichtung errichten zu lassen, sowie acht Tiefgaragen mit insgesamt 7.000 unterirdischen Parkplätzen. Später ist die Autobahn auf dem Papier 18 Kilometer lang geworden. In letzter Zeit spricht das Bürgermeisteramt sogar von 40 Kilometern. Einer der vielen Gründe für das Bukarester Verkehrschaos sind die Sanierungsarbeiten in der Altstadt, die nur mühsam voran kommen. Oberbürgermeister Opreșcu ist dabei, den Vertrag mit der spanischen Straßenbaufirma „Sedesa“ vorzeitig zu kündigen, da bisher von insgesamt 14 Straßen nur vier fertig gestellt worden seien. Seit der Wende sind 42 Millionen Euro in die Sanierung der Altstadt investiert worden und das, so Opreșcu, „ohne beachtenswerte Ergebnisse“. Seit Anfang des Jahres ist das Verkehrschaos in Bukarest kein Thema mehr. Die Straßen sind befahrbar, die Autofahrer entspannt. Wer hätte gedacht, dass sich eine Nebenwirkung der Weltwirtschaftskrise als zeitweilige Lösung für das Bukarester Verkehrsproblem erweisen wird? Und welche Chancen haben derartige Stadtentwicklungsprojekte, im Kontext der Wirtschaftskrise von der EU finanziert zu werden?

Die Mitgliedschaft Rumäniens in der EU verlangt besondere Bemühungen zur Anpassung und Harmonisierung der sozialen, ökonomischen und politischen Strukturen an die neue gemeinsame Realität.

Notwendig ist die Entwicklung neuer oder zusätzlicher Managementkomponenten, aber insbesondere auch eine neue Art der Verantwortungsphilosophie. Vor diesem Hintergrund war die Etablierung einer Evaluierungskultur in Rumänien nicht einfach. Permanentes und verantwortungsvolles Praktizieren des Qualitätsmanagements und die Evaluierung verlangen stabile und kohärente Prozesse und Techniken innerhalb der lokalen und zentralen Verwaltungen, die sich aber nur schwer in einer instabilen und sich permanent verändernden institutionellen Landschaft erfolgreich entwickeln können.

Die Idee der Qualitätskontrolle im öffentlichen Sektor ist relativ jung und hat sich auf den Grundlagen des neuen Effizienz- und Effektivitätsverständnisses der Privatwirtschaft entwickelt, das seinen Ausgang in der Rüstungsindustrie im 2. Weltkrieg nahm. Die neuen geschichtlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen nach diesem Krieg haben auch die verkrusteten Strukturen des öffentlichen Sektors zu wesentlichen Änderungen gezwungen. Es geht u.a. darum, die wesentlichen Interessen und die Zufriedenheit der Bürgern in den Vordergrund des Verwaltungshandelns zu stellen.

Über die „Qualität“ der Verwaltung hat man in Rumänien nicht erst nach der Wende nachgedacht, sondern schon früher, als Anfang der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts Rumänien anfang, intensive und fruchtbare politische und wirtschaftliche Beziehungen mit dem Westen zu pflegen.

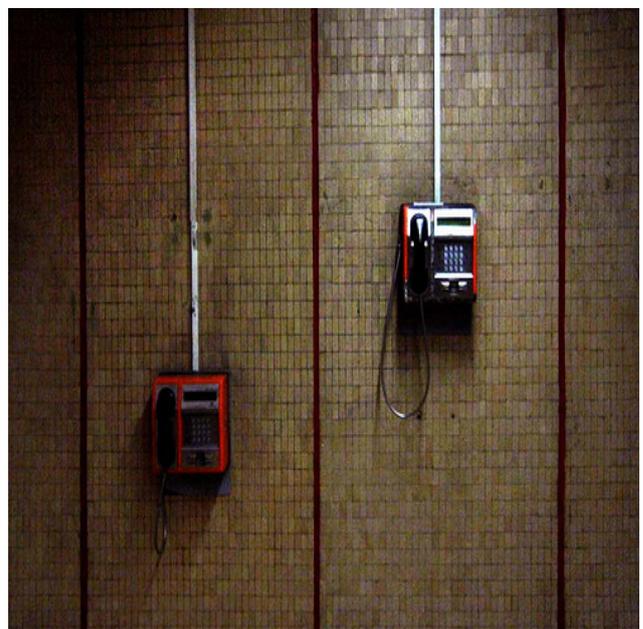
Unmittelbar nach der Wende hat sich das Konzept der qualitätsvollen Verwaltungstätigkeit nicht ohne weiteres durchsetzen können; das Wort „Qualität“ wurde von den Regierenden ignoriert und fand sich vielleicht nur noch in den Unterlagen der Staatlichen Organisation für Verbraucherschutz (Autoritatea Nationala de Protecție a Consumatorilor).

Langsam, „auf dem Weg“ nach Europa, im Jahre 1999 hat das rumänische Bildungssystem

die Bologna-Deklaration und 2003 die Berliner Deklaration übernommen. Dadurch wurden die Voraussetzungen für die Einbindung der internationalen Qualitätsstandards in die Universitäten Rumäniens geschaffen.

In Bezug auf die Implementierung der unterschiedlichen Qualitätsstandards war auch in Rumänien die Privatwirtschaft schneller als die Öffentliche Verwaltung. So haben sich u.a. konstituiert: Societatea Româna pentru Asigurarea Calitatii, Asociatia Româna pentru Calitate, Fundatia Româna pentru Promovarea Calitatii, Asociatia Registrului National al Auditorilor. Die Fundatia „Premiul Român pentru Calitate“ hat den Rumänischen Preis für Qualität „J.M. Juran“ initiiert.

Ab 2000 haben wechselnde Regierungen verschiedene Strategien der Verwaltungsmodernisierung erarbeitet und umgesetzt. Seit 2005 wird auch in der öffentlichen Verwaltung Rumäniens das in der Europäischen Union verwendete Instrument CAF (Common Assessment Framework) zur Bewertung der Leistung des Öffentlichen Dienstes benutzt. CAF, ein Instrument des umfassenden Qualitätsmanagements, ist leicht anwendbar, kostensparend und hilft Organisationen und Akteuren, auf den Weg zur Leistung und Qualität zu finden (Näheres unter <http://www.caf-netzwerk.de/>). Außerdem wird die Bewertung von den Mitarbeitern der Organisation durchge-



führt, wodurch die Akzeptanz zur Durchsetzung erhöht wird. Mit CAF macht man eine Diagnose der Aktivitäten; CAF enthält auch Richtlinien zur Verbesserung der Leistung, zur Effizienz und Effektivität, zur Zufriedenheit der Bürger und der Mitglieder öffentlicher Einrichtungen.

CAF ist in der Zusammenarbeit der Deutschen Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer und des Forschungsinstitutes für öffentliche Verwaltung der EU (Maastricht) entwickelt worden. Bis 2008 haben 32 rumänische Organisationen des Öffentlichen Dienstes CAF eingeführt; in Europa sind es mehr als 1000.

2004 hat die Verwaltung auf verschiedenen Ebenen angefangen, auch ein anderes Instrument der Modernisierung zu verwirklichen: Der mehrjährige Modernisierungsplan (Planul Multianual de Modernizare) bietet die Möglichkeit, langfristig die Strategie der Landes-, Regional- und Kommunalentwicklung zu planen.

Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Entwicklung Rumäniens wie auch die globalen Änderungen haben die Notwendigkeit deutlich gemacht, einen umfangreichen, kohärenten und gut koordinierten Prozess bezüglich besserer, effizienterer und einfacherer Reglementierungen, Bürokratieabbau, Zufriedenheit am Arbeitsplatz, bessere Leistungen zugunsten der Bürger auf allen Ebenen der nationalen Verwaltung einzuleiten. Dieser Prozess ist nicht leicht zu verwirklichen, sowohl in Rumänien wie auch in fast allen EU-Mitgliedstaaten.

Für die rumänische Verwaltung ergeben sich folgende Schlußfolgerungen:

- Das nationale Programm zur Förderung qualitativer Tätigkeit öffentlicher Institutionen muss im Mittelpunkt aller politischen und organisatorischen Bemühungen bleiben;
- Die Anstrengungen, Mitarbeiter staatlicher Stellen zur Erhöhung der Effizienz und Professionalität fortzubilden, müssen fortgeführt werden;
- Ein zentrales Problem der rumänischen Gesellschaft (also auch der öffentlichen Verwaltung) ist die Ängstlichkeit, offen und sachlich über Fehler und Fehlentwicklungen zu reden. Es müssen Methoden gefunden werden, besonders die jungen Menschen dazu zu bewegen, offen und frei zu diskutieren;
- Der rumänische öffentliche Dienst muss danach streben, dem Bürger respektvoll zu begegnen und ihn zufrieden zu stellen.

Eine positive Entwicklung ist für Rumänien aber nur möglich, wenn alle Rumänen verstehen, dass sie - wenn sie von der Qualität der Arbeit sprechen - von der Verantwortlichkeit aller dem Land gegenüber sprechen, wenn alle verstehen, dass alle auch etwas geben sollten, bevor alle etwas verlangen können – oder anders gesagt: „cum iti vei asterne, asa vei dormi“ (Wie man sich bettet, so liegt man).

Frau Mihalcioiu ist Direktorin des Studienzentrums Berlin der Spiru Haret Universität - Rumänien, Lektor Univ. an der Spiru Haret Universität, Bukarest, Fach Qualitätsmanagement, und unterstützt aktiv die Modernisierung der Öffentlichen Verwaltung in Rumänien.



Das Internet-Portal www.kulturraum-banat.de - eine gute Adresse, wenn es um objektive Informationen über das Banat und die Banater Schwaben geht.

Wer sich im Internet schnell und umfassend über das Banat informieren wollte, war bisher auf einige wenige, weitgehend privat betriebene Internetseiten angewiesen, Fundorte mit oft veralteten, unzulänglichen Daten und Fakten zufälliger Natur, ohne detaillierte Ausführungen und fern jeder wissenschaftlichen Fundiertheit. Eine zeitgemäße Internetplattform wie www.siebenburger.de – mit einer Online-Zeitung und vielfältigen Verknüpfungen und Dienstleistungen rund um Siebenbürgen - hatten die Banater bisher nicht. Diesem fast schon unerträglichen Mangel soll nunmehr zügig abgeholfen werden, namentlich über die im Werden begriffene Internetseite „Kulturraum Banat“, die nach dem jetzt schon suggerierten Anspruch weitaus mehr sein will als nur eine „private Homepage“ mit nützlichen Infos und weiterführenden Links zum Thema Banat.

Wer steht hinter dieser begrüßenswerten Initiative? Wer betreibt und betreut das uneigennützte Projekt? Wer konzipiert es und aktualisiert die Daten in immenser Programmierarbeit?

Wie so oft ist es auch diesmal eine engagierte Einzelpersönlichkeit, die aus einer objektiven Notwendigkeit heraus die Sache der Gemeinschaft voran bringt: Elisabeth Packi, Wahlberlinerin und aus Billed im Banat herkommend, steht hinter dieser „zeitgemäßen“ Banat-Seite – lediglich unterstützt von einigen freien Mitarbeitern, die zum Teil beratend mitwirken oder wissenschaftliche Aufsätze besteuern. Vieles erfolgt nach wie vor in eigener Regie und Eigenleistung. Die studierte Volkswirtin und Webdesignerin Packi hat ihre seit Jahren bewährte, informationsreiche, mit vielen Quellen und Links versehenen Webseite „Banater Schwaben Berlin“ jetzt zur allgemeinen Informationsplattform über die Kulturregion „Banat“ ausgeweitet. Mit Idealismus, konzeptioneller wie konkreter Autoren-Fleißarbeit ist Frau Packi jetzt voll dabei, „Kulturraum Banat“ zu einer Plattform, ja zu einem Portal mit weitgehend „objektiven“ Daten, Fakten und Inhalten aufzuwerten. Schon auf den ersten Blick wird eines überdeutlich: nomen es omen!

„Kulturraum Banat“ vollfolgt das Ziel, das Banat als „Kultur-Region“ in den Vordergrund zu stellen, als historisch gewachsene Kultur-Landschaft, die heute noch über die Menschen weiter

wirkt, vor allem aber über „Persönlichkeiten“ aus Kunst und Wissenschaft, die das Banat im Verlauf von nur zwei Jahrhunderten Siedlungszeit hervorgebracht hat.

„Kulturraum Banat“, namentlich an einen gleichlautenden Buchtitel von Mitarbeiter Walter Engel angelehnt, ist eine gut strukturierte Internet-Informationenplattform, die auf Anhub überzeugt. Der Themenschwerpunkt „Das Banat“ vermittelt Basiswissen: Wo in Europa liegt das Banat? Wer sind die Banater Schwaben, besonders in der Abgrenzung von der größeren Einheit der „Donauschwaben“; was sind „Rumäniendeutsche“? Wann wurde das Banat besiedelt? Wie gestaltete sich das Los der Banater in den Weltkriegen und in der kommunistischen Diktatur? Was führte letztendlich zum Exodus.

Einzelne Beiträge in der Regel von ausgewiesenen Wissenschaftlern Banater Herkunft verfasst, klären über Details auf, über Russland-Deportationen, über Flucht, Vertreibung, Schmiergeldzahlungen, Sklavenhandel und mehr, was gerade für dürftig Informierte und mit der Geschichte der Deutschen in Rumänien wenig vertraute bundesdeutsche Leser von großer Wichtigkeit ist.

Kernbereiche von „Kulturraum Banat“ sind – möglicherweise am Paradigma „Siebenbürger.de“ orientiert, zu dem einige in der Sache des Banats interessierter Köpfe seit langen nicht ohne Neid hinschielten – die Bereiche : „Ortschaften“ und „Persönlichkeiten“.

Die 300 000 Einwohner-Stadt Temeschburg / Temeswar - als Hauptstadt des Banats lange ein Gegengewicht zur Metropole Bukarest – präsentiert sich eigenständig mit ihrer gesamten Faszination in Kunst und Architektur. Es folgen wie Perlen in der Kette eine lange Reihe deutscher Ortschaften des Banats aus „Heide“, „Hecke“ und aus dem „Banater Bergland“. Noch ist die Liste der Kurzportraits nicht komplett. Auch fehlen größere Städte wie Arad oder bedeutende Gemeinden. Es ist wohl beabsichtigt, dass die einzelnen Heimat-Ortsgemeinschaften aktuelle Daten beisteuern bzw. die vorhandenen überprüfen.

Viel Imposantes und manche weit bekannte, wohlklingende Namen sind in den Bereich „Persönlichkeiten“ angehäuft, Literaten, Musiker, Maler, Leute aus Film und Fernsehen, Journalisten, Wissenschaftler, Geistliche, etablierte Na-

men ebenso wie Debütanden. So ist zu erfahren, dass der Klassiker der Weltliteratur Nikolaus Lenau im Jahr 1802 im Banat das Licht der Welt erblickte, ebenso wie der legendäre Ur-Tarzan-Darsteller Jonny Weißmüller. Kleine Portraits führen in das Leben, Werk und Wirken einzelner Geistesgrößen ein.

Vieles umkreist das Thema „Buch“, es gibt einige „Buchempfehlungen“ und Rezensionen zum Makrothema. Einiges ist noch „im Bau“ oder noch „leer“ – anderes ist „geplant“ – etwa eine „Banater Anthologie“, wo überwiegend junge Autoren erstmals ihre „literarischen Texte“ und Beiträge im Netz veröffentlichen können. Ein weiterer Bereich ist linguistischen Themen gewidmet, speziell der Banater Mundart bzw. der „Temeschburger Umgangssprache“. In Planung befindet sich auch eine Rubrik mit Persönlichkeiten, die sich in der Landsmannschaft im Einsatz für die Belange unserer Landsleute in der neuen Heimat verdient gemacht haben.

„Kulturraum Banat“ bietet einiges. Selbst der eingeweihte Sachkundige findet dort manche Neuinformationen zum Banat vor. Einige gut recherchierte und wissenschaftlich fundierte Beiträge zur Geschichte des Banats stammen von

Elisabeth Packi selbst, die zum Teil aus ihrem historischen Banat-Blog übernommen wurden. Weitere Aufsätze zum Teil zu Spezialthemen (Banat als Verbannungsort/Strafkolonie) stammen aus der Feder ausgewiesener Autoren zur Thematik (Dr. Hans Dama, Dr. Franz Metz, Dr. Hans Gehl, Dr. Anton Sterbling) oder von Journalisten (Ernst Meinhardt, Johann Steiner), die am Forum „Kulturraum Banat“ als freie wissenschaftliche Mitarbeiter teilnehmen, zum Teil mit Beiträgen, die bereits an anderer Stelle veröffentlicht wurden. Die Vielfalt der Information hat zunächst noch Priorität vor eng definierten Kriterien und konzeptioneller Strenge. Schließlich soll „Kulturraum Banat“ ein breites Publikum erreichen.

Die schon bewährten, zahlreichen Links zu verwandten Seiten im In- und Ausland (zur Landsmannschaft der Banater Schwaben, zu den HOGs, zu Institutionen, Forschungseinrichtungen und „Partnern“ wie IKGS, zur Presse etc.) runden das Angebot ab. Ein Diskussionsforum ist nicht vorgesehen. Auch bleibt die Plattform weiterhin „offen“, stets bereit, konstruktiver Mitwirkung ein Podium zu bieten.

(Aus der ADZ)

Brief aus Chisinau. Von **Julia Gröger**

Liebe Leser,

viele Grüße aus einer der grünsten Städte Osteuropas. Chişinău ist mit seinen Weinbergen außerhalb und seinen vielen Alleen und Parks innerhalb der Stadt zu dieser Jahreszeit wirklich zum Genießen. Bei mir nähert sich das Semester in der Universität auch dem Ende und dann wird man wieder mehr Zeit haben, den Stefan cel Mare entlang zu schlendern, auf der Piața Centrală dem Treiben zuzusehen und sich in einige Cafés in der Straße des 31. August 1989 zu setzen.

Ich bin Julian Gröger und seit September 2007 ist Chişinău meine neue Heimat. Ich bin Lektor der Robert Bosch Stiftung und unterrichte an der Freien und Internationalen Universität (ULIM). Meine eigentliche Heimat Norddeutschland liegt

DRH 2/2008

weit hinter mir und ich bin immer noch dabei, dieses Moldova und dieses Chişinău für mich zu entdecken. Es ist für mich ein spannendes Land, wo noch viele Prozesse im Gang sind, von denen man denkt, dass sie in Westeuropa längst abgeschlossen sind. Viele Leute in Moldova wissen nicht, welche Sprache sie sprechen, welcher Nation sie zugehören und welche Geschichte zu ihnen gehört. Die meisten nehmen dies mit Humor, trotzdem kann man tagtäglich in der Zeitung von diesem Richtungsstreit lesen. Sind wir Rumänen? Sind wir Ex-Sowjets? Oder doch Moldauer? Und was bedeutet es dann, Moldauer zu sein?

Die erste Sprache des Landes heißt offiziell Staatssprache oder sogar Moldauisch. Dieses Moldauisch ist aber verblüffend ähnlich dem Rumänischen, das ich in Rumänien gelernt habe. Es gibt ein paar lexikalische Unterschiede (o *leacă*

Seite 9

anstatt puțin für ein bisschen) und auch hört es sich manchmal gerade auf dem Land ein bisschen anders an (*gine* anstatt *bine*). Vielleicht ist die Aussprache ein bisschen von den slawischen Sprachen gefärbt. Die Situation ist vergleichbar mit dem Österreichischen, aber ein Österreicher würde nur im Scherz sagen, dass er Österreichisch spricht. Er spricht natürlich Deutsch, genauso wie die Moldauer Rumänisch sprechen.

Hier hat die Frage der Sprache und der Herkunft Brisanz und beschäftigt die Leute, weil auch noch nicht klar ist, wohin es mit diesem Staat geht. Von der EU spricht man zwar sehr viel, der 4. Mai wurde groß gefeiert und jeder Politiker nimmt Europa in den Mund. Allerdings hat man von den Europäern noch nicht so viele Liebesbeweise erhalten. Seitdem Rumänien in der EU ist, ist es noch schwieriger für Moldauer, nach Rumänien zu kommen. Sie müssen stunden- und tagelang für Visa anstehen, um ggf. ihre Freunde zu besuchen. Auf der anderen politischen Seite sind die Russen. Im Alltag läuft in Chișinău vieles auf Russisch ab. Jeder Moldauer kann auch Russisch, nur die Russen/Ukrainer (zusammen etwa 30%) können oft kein Rumänisch oder nur sehr wenig. Russen sind auch wirtschaftlich weiterhin sehr aktiv in Moldova. Der Transnistrienkonflikt, der 1992 das Land in zwei Teile gespalten hat, ist seit dem ein „eingefrorener Konflikt“, der wahrscheinlich auch nur mit der Hilfe und dem Willen Russlands beigelegt werden kann. Wenn ich nach Tiraspol fahre, um dort an der Universität einen Gastvortrag zu halten, gibt es meistens Probleme an der innermoldauischen Grenze, wenn ich keine Einladung der Uni dabei habe. Sie versuchen, einen einzuschüchtern und einem Geld abzuknüpfen. Wenn alles gut geht, bezahle ich 8 transnistrische Rubel (Ja, die haben auch eine eigene Währung, die allerdings nur dort gültig ist) und darf mich dafür 24 Stunden in Transnistrien aufhalten.

Diese gespaltene Identität zwischen Rumänien/Europa und Russland/Ex-Sowjetunion spiegelt sich auch im Alltag an kleinen Dingen wider. In der Kantine der Uni kann ich Mamaliga mit guter Brânza oder auch Borschtsch und Pelmeni essen. Auch kulinarisch liegt Moldova mal wieder dazwischen und moldauische Küche ist hier sehr zum Vorteil - ein Mix aus beiden Elementen. Ein nettes Spiel für einen Spaziergang

durch Chișinău ist es, Latino- und Sowjetpunkte zu verteilen. Latinopunkte gibt es für alles, was einen an Rumänien erinnert – so z.B. die rumänische Sprache, die Folklore, die Mamaliga oder der Stefan cel Mare im Zentrum der Stadt. Sowjetpunkte kann man einfacher vergeben und bis jetzt hat diese Seite auch immer gewonnen. Die vielen Menschen mit Uniformen auf der Straße fallen auf und geben einen Sowjetpunkt, der Stadtaufbau, die Architektur und die riesigen Zufahrtsstraßen nach Chișinău erinnern auch eher an Minsk als an Iași.

Es ist spannend, in einem Land zu leben, wo viele wichtige Fragen noch nicht geklärt sind. Manchmal habe ich in Deutschland das Gefühl, dass dort alles schon fertig ist und schon alles gedacht wurde. Hier bin ich an vielen Ecken Teil eines Prozesses und dies nicht nur in der Identitätsfrage. Meine Arbeit an der Universität gibt mir Möglichkeiten, mich selbst in Projektarbeit und Methodik/Didaktik auszuprobieren. Oft kann ich dabei sicher sein, dass noch nicht allzu viele an diesen Baustellen gearbeitet haben und das gibt viel Motivation und Energie.



Zu guter Letzt. Brief an einen italienischen Freund. Von Josef Neamtz

Lieber Romano,

wie Du weißt, mag ich Italiener und Euer bella Italia. Ihr habt die Welt durch Eure Kunst und Kultur verschönert. Und ich weiß zu schätzen, dass es bei uns fast in jeder belebten Straße ein italienisches Restaurant gibt, wo ich Pasta und Pizza essen kann. Wir müssen Euch auch dankbar sein, dass ihr nicht gezögert habt, uns Arbeitskräfte zu schicken, als es der deutschen Wirtschaft noch gut ging und sie händeringend Arbeiter suchte.

Gerade weil ich eine hohe Meinung von Euch habe, beunruhigen mich Nachrichten, dass Ihr am liebsten alle Rumänen aus Eurem Land vertreiben würdet. Dabei sind es doch auch die Rumänen, die bei Euren Unternehmen die Gewinne steigern helfen, vor allem wenn ihnen legale Arbeitsverträge vorenthalten werden. Neulich hat mir eine junge Rumänin, die mit ihrem italienischen Mann in Italien wohnt, erzählt, sie habe eine Anzeige gesehen, in der eine Schule eine Deutschlehrerin suchte. Sie sei hingegangen und man habe ihr nach einem Gespräch mit der Schulleitung versichert, sie sei die Richtige. Sie hatte nämlich einen Siebenbürger Sachsen zum Vater und sprach fehlerloses Deutsch. Man bat sie, die Bewerbungsformulare einzureichen, weil man ja auch in Italien nicht ganz ohne Bürokratie auskommt. Nun machte sie offensichtlich einen schweren Fehler, indem sie bei der Zeile „Staatsangehörigkeit“ wahrheitsgemäß „rumänisch“ eintrug. Sie bekam postwendend von der Schule eine Absage.

Diese Geschichte finde ich nicht gut. Eure Regierung hat doch sicher auch der EU-Richtlinie gegen Diskriminierung am Arbeitsplatz in italienisches Recht umgesetzt. Was ist nun eigentlich schlimmer: Rumänische Staatsangehörigkeit zu haben oder gegen italienische Gesetze zu verstoßen?

Ich weiß: Es gibt schlimme Verbrecher in Italien, die rumänische Staatsangehörigkeit besitzen. Sie sollte auch die ganze Härte des Gesetzes treffen. Aber was haben die mit der Rumänin zu tun, die sich um eine Stelle beworben hat?

Es gibt, wie Du sicher gehört hast, Italiener, die in Deutschland morden. Im August 2007 z.B. wurden in Duisburg sechs Leute von Mafiosi ermordet. Dazu kommt noch, dass die italienischen Verbrecher in Deutschland besser organisiert sind als die rumänischen in Italien, so dass manche Bürger fürchten, die Mafia habe bei uns schon ganze Landstriche unter Kontrolle.

Vielleicht wirst Du sagen, es ginge nicht nur um Schwerverbrecher. Rumänen würden in italienischen Städten u.a. Taschendiebstähle begehen. Ich war vor vielen Jahren, als es noch keine Rumänen in Italien gab, eine Woche in Rom und habe mit eigenen Augen zweimal gesehen, wie Touristinnen ihre Handtaschen entrissen wurden. Und was sagst Du zu den Italienern, die Rumänen schwarz beschäftigen, ihnen den Lohn vorenthalten und sie dann mit der Drohung, sie würden die Polizei über den illegalen Aufenthalt informieren, vertreiben? Das ist doch nicht in Ordnung!

Seid doch ein bißchen großzügiger! Euer Ministerpräsident, der schon mal für Straffreiheit für sich und andere gesorgt hat, sollte Euer Vorbild sein.

Ich komme doch auch nicht wegen der großen und kleinen Verbrechen von Italienern auf die Idee, Dir die Freundschaft zu kündigen, italienische Restaurants zu meiden, nie wieder eine Verdi-Oper anzuhören, schlecht über alle Italiener zu reden und unserem Innenminister einen Brief zu schreiben, er müsse mehr Härte gegen die Italiener zeigen.

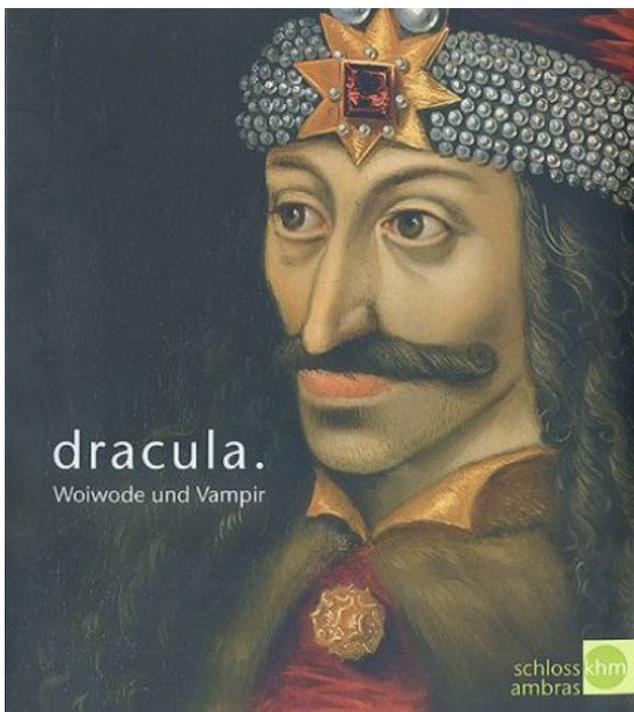
Lieber Romano, es gibt gute und schlechte Menschen – bei den Rumänen, den Italienern und den Deutschen. Wir alle sollten uns die Mühe machen, zwischen den guten und schlechten Menschen zu unterscheiden - unabhängig vom Pass, den sie haben. Steckt die rumänischen Verbrecher ins Gefängnis, aber seid nett zu den freundlichen und fleißigen Rumänen, die Euch helfen, Eure Wirtschaft voranzubringen. Bitte, mach das Deinen Landsleuten klar und schreib vielleicht auch Deiner Regierung einen Brief in diesem Sinn.

Dein
Josef Neamtz

Von einem wutrich der hies Trakle waida von der Walachei – Rezension zu dem Katalog „dracula. Woiwode und Vampir – eine Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien, hg. Von W. Seipel, Wien 2008“. Von **Axel Barner**

Das älteste von dem walachischen Woiwoden Vlad III. Tepes erhaltene Porträtmalerei hat sich in Schloss Ambras bei Innsbruck erhalten. Dieses Bildnis gab Anlass zu der Ausstellung „dracula. Woiwode und Vampir“, die ebendort vom 18. Juni bis 31. Oktober 2008 gezeigt wurde und zu welcher ein umfangreicher, reich bebildeter Katalog erschienen ist. (dracula. Woiwode und Vampir, herausgegeben von Wilfried Seipel, Kunsthistorisches Museum Wien 2008). Ausstellung und Katalog zeigen nicht nur die bildlichen Darstellungen und schriftlichen Quellen zu Vlad III. Tepes, sondern in einem zweiten Teil Dokumente zum Vampirglauben in der österreichisch-ungarischen Monarchie des 18. Jahrhunderts und in einem dritten die Zusammenführung dieser beiden Themen durch Bram Stokers Roman Dracula sowie ihre Weitererzählung in zahlreichen Vampirfilmen des 20. Jahrhunderts. Auch wenn die filmischen Adaptionen des Dracula-Topos sich sehr weit sowohl von den historischen Fakten als auch vom Volksglauben, ja sogar von Bram Stokers literarischer Vorlage entfernt haben, wird durch diese Konzeption das von Grausamkeit und Rückständigkeit geprägte Balkan- und Rumänienbild, wie es bis heute im westlichen Europa existiert, zum eigentlichen Thema der Ausstellung gemacht. Margot Rauch, die in Schloss Ambras das Ausstellungskonzept entwarf und unlängst während einer Gemein-

schaftsveranstaltung der Deutsch-Ungarischen und Deutsch-Rumänischen Gesellschaft hier in Berlin einen Vortrag hielt, gibt in ihrem Aufsatz „Dracula, der teuflische Tyrann, oder Vlad Tepes, der gerechte Fürst?“ (S. 13-19) einen Überblick über den historischen Fürsten Vlad III., der, um 1431 geboren, dreimal in seinem Lande die Herrschaft innehatte. Durch die Lage seines Landes zwischen dem christlichen Königreich Ungarn und dem in diesem Jahrhundert schnell expandierenden Osmanischen Reich kam Vlad III. die schwierige Aufgabe zu, das christliche Europa in seinem Abwehrkampf gegen die moslemischen Türken an exponiertester Stelle zu verteidigen. Sich wandelnde Bündnissysteme und sich änderndes Kriegsglück führten dazu, dass Vlad III. mehrfach die Seiten wechselte und mal gegen die Türken, mal gegen die Ungarn Krieg führte. 1457 fiel er in das unter ungarischer Oberhoheit stehende Siebenbürgen ein und soll dabei Massenpflügelungen an der deutschen Kaufmannschaft befohlen haben – ein Vorgehen, das ihm seinen schlechten Ruf als grausamer und brutaler Herrscher eintrug. Kaufleute aus Hermannstadt und Kronstadt, die enge Handelsbeziehungen mit den oberdeutschen Städten unterhielten, verbreiteten rasch das Bild des tyrannischen Fürsten im deutschsprachigen Raum. Im Gegensatz zum westeuropäischen Bild vom grausamen Fürsten wurde und wird Vlad III. in Rumänien allerdings als zwar strenger, aber gerechter Herrscher verehrt, der, fast ganz auf sich allein gestellt, der Übermacht des Türkenreiches getrotzt hatte. Die in Ausstellung und Katalog gut dokumentierte Überlieferung über den „Wutrich“ aus der Walachei, die bereits zu Vlads III. Lebzeiten einsetzte, zeigt, wie rasch und wie weit das negative Bild dieses Herrschers im Westen verbreitet war. (Sehr hilfreich für eine Übersicht über die Quellen sind die auf den letzten Seiten (S. 215 ff.) stichwortartig in einer Tabelle gegenübergestellten chronologischen Inhaltsangaben der wichtigsten „Dracula“-Dokumente aus dem 15. Jahrhundert.) In ihrem einleitenden Aufsatz führt Margot Rauch aus, wie Vlad III. zu seinem Beinamen Dracula gekommen sein mag: Vlads III. Vater, Vlad II., wurde 1431 von Kaiser Sigismund in die Societas Draconis, den Drachenorden, aufgenommen. Der Drache – rumänisch dracul, was



allerdings auch „Teufel“ bedeutet! – schmückte nicht nur die Münzen von Vlad II, sondern war auch das Wappentier des Herrschers. Eine andere Interpretation geht allerdings von dem slawisch-rumänischen Adjektiv drag aus, welches soviel wie „lieb“, „teuer“, „kostbar“ bedeutet; „dragula“ wäre dann der Diminutiv von drag.

Im zweiten Aufsatz des Katalogbandes folgt Erwin Pokorny den zahlreich überlieferten „Dracula-Porträts des 15. bis 18. Jahrhunderts“ (S. 21-26). Das Aussehen Vlads III. ist durch eine Zeichnung, einen mehrfach kopierten und dabei veränderten Holzschnitt, drei Miniaturen und zwei Gemälde, deren ältestes noch zu Lebzeiten des Fürsten entstand, für einen Herrscher des ausgehenden Mittelalters außerordentlich gut dokumentiert. Gleichzeitig deutet diese große Anzahl von bildlichen Darstellungen darauf hin, welch großes Interesse man in Westeuropa dem Fürsten aus der fernen Walachei entgegenbrachte. Interessant ist darüber hinaus, dass Vlads III. Konterfei bereits sehr früh, nämlich noch zu seinen Lebzeiten, mit negativer Aussageabsicht in Darstellungen biblischer Szenen auf Gemälden auftaucht. In diesen sogenannten Kryptoporträts erscheint Vlad III. zum Beispiel als römischer Statthalter Pontius Pilatus. In dem sich an Pokornys Beitrag anschließenden Katalogteil (S. 27-49) werden nicht nur die im Aufsatz beschriebenen „Dracula“-Porträts abgebildet, sondern auch weitere Dokumente über Vlads III. Leben vorgestellt, wie Handschriften und frühe Drucke, die seine Taten beschreiben, Stadtansichten aus jener Zeit und das erhaltene Zeremonienschwert des Drachenordens – alles Objekte, die auch in der Ambraser Ausstellung zu sehen waren.

Der zweite Abschnitt des Katalogs „Der Balkan vom 15. bis 18. Jahrhundert“ (S. 53-132) ist der umfangreichste und stellt die Auseinandersetzungen zwischen Osmanen und Christen in Südosteuropa in den Mittelpunkt. (Leider ist den Herausgebern im Inhaltsverzeichnis auf S. 5 ein Fehler unterlaufen, denn die Ausstellungsobjekte zu diesem Abschnitt werden dort für S. 140 angekündigt, obwohl sie bereits ab S. 60 beschrieben werden.) Beginnend mit der katastrophalen Niederlage im Jahre 1396 in Nikopolis bis zur Schlacht von Mohacs 1526, als Ungarn als selbständiger Staat zu existieren aufhört, war dieses Königreich an der Südostflanke Mittel-

europas in eine lange Reihe von kriegerischen Auseinandersetzungen mit dem nach Nordwesten vordringenden Osmanischen Reich verwickelt. Die zu diesem Abschnitt abgebildeten und beschriebenen Ausstellungstücke sind vor allem Herrscherporträts ungarischer Könige und Fürsten sowie osmanischer Sultane, Waffen, Rüstungen und allegorische Darstellungen aus den Türkenkriegen.

Das dritte Kapitel des Katalogbandes hat sodann den Volksglauben Südosteuropas zum Gegenstand. In ihrem Aufsatz „So sie Vampyri nennen“ – der Vampirismus bis Bram Stoker im Überblick“ (S. 133-139) gibt Margot Rauch einen historischen Überblick über den Vampirglauben vor allem in den südöstlichen Gebieten der österreichischen Monarchie. Deutlich wird darin, dass die volkstümlichen Vorstellungen von Wiedergängern, die nach ihrem Tode ihre Mitmenschen schädigen, in Serbien, Rumänien, Ungarn und Griechenland sehr verbreitet waren, auch wenn sich lokal sehr unterschiedliche Ausformungen dieses Glaubens finden. Auf jeden Fall ist die heute durch Film und Literatur weit verbreitete Vorstellung von Vampiren mit langen Eckzähnen, die ihren Opfern das Blut über die Halsschlagader absaugen im südosteuropäischen Volksglauben nicht nachweisbar. Desgleichen fehlt auch ein Hinweis darauf, dass sich nach dem Volksglauben Vampire in Fledermäuse verwandeln können. Beide Elemente sind also eine Erfindung Bram Stokers, des Autors des „Dracula“-Romans. Margot Rauch führt in ihrem Aufsatz weiterhin aus, dass es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zahlreiche Meldungen amtlicher Stellen über Vampirerscheinungen vor allem aus dem Bereich der österreichischen Militärgrenze sowie aus den slawisch besiedelten



Gebieten der österreichischen Monarchie gab, die eine international geführte Vampirismus-Debatte auslöste, welche mit zahlreichen Veröffentlichungen zu diesem Thema geführt wurde. Im 19. Jahrhundert wurde dann der Vampir zu einem beliebten Sujet der fiktiven Literatur, wie eine ganze Reihe vor allem französischer und englischer Titel zeigt, an deren Ende schließlich Bram Stokers 1897 veröffentlichter Roman „Dracula“ steht: „Die an und für sich nicht zusammenhängenden Mythen über den teuflischen Tyrannen Vlad III. Dracula aus dem 15. Jahrhundert und über die Vampire Osteuropas aus dem 18. Jahrhundert haben eine Gemeinsamkeit, der Bram Stoker vielleicht unbewusst folgte: Sie stehen beide für das vom Westen konstruierte Bild vom barbarischen, rückständigen Osten.“ (S. 139) Aus Stokers Notizen aus den Jahren 1890-96, die er im Zuge seiner Recherchen für seinen „Dracula“-Roman anfertigte, wissen wir, dass der Autor sich nicht nur eingehend mit dem südosteuropäischen Volksglauben beschäftigt hat, sondern auch mit der Geschichte und Geografie der Fürstentümer Walachei und Moldau. „An der Stelle im Roman, an der über den historischen Dracula gesprochen wird, beruft sich der Vampirjäger Van Helsing auf seinen Freund Arminius, einen Professor an der Universität Budapest. Diese Textstelle und die Tatsache, dass Stoker

zweimal mit dem namensgleichen Universitätsprofessor Arminius Vambéry zusammentraf, ließ die Forschung vermuten, dass Stoker von diesem zusätzliche Informationen über den historischen Dracula geholt hätte.“ (S. 183)

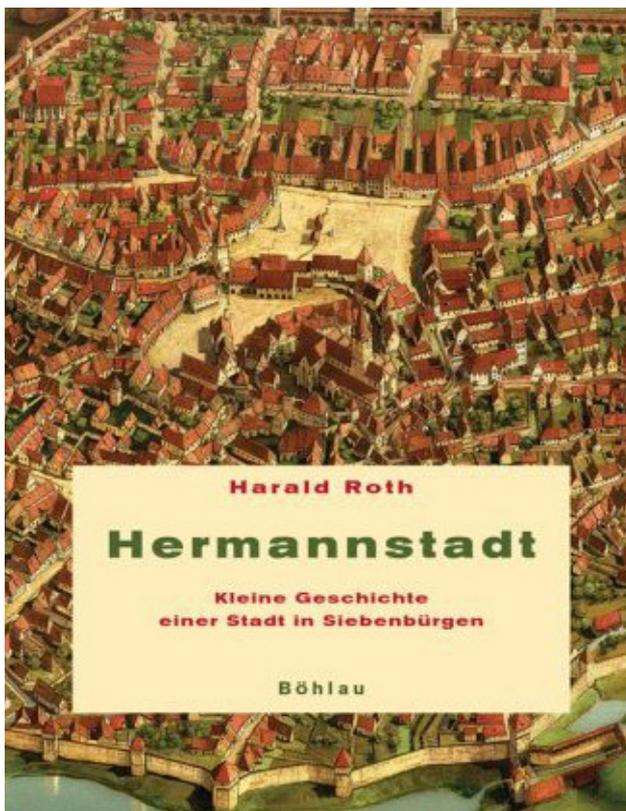
Im vierten und letzten Kapitel des Katalogs geht Harald Kreinz der Darstellung „Draculas im Film“ nach (S. 189-212). Von Murnaus „Nosferatu“ (1922) über Roman Polanskis Dracula-Parodie „Tanz der Vampire“ (1967) bis zu Werner Herzogs „Nosferatu – Phantom der Nacht“ (1979) mit Klaus Kinski in der Hauptrolle untersucht der Autor die Figur des Vampirs im Film. Im Kataloganhang werden schließlich die drei wichtigsten Quellen zum historischen Vlad III. abgedruckt, nämlich die Chronik der Stadt Konstanz (etwa 1472), die Beschreibung Vlads III. in Th. Ebendorfers Kaiserchronik und Papst Pius‘ Beschreibung. Auch wenn es dem Katalog nur an einzelnen Stellen gelingt, die doch sehr weit auseinander liegenden Einzelthemen – den historischen Vlad III., den Volksglauben im südöstlichen Europa und die literarischen und filmischen Adaptionen des Vampirismus – überzeugend miteinander zu verknüpfen, hinterlässt die interessante Darstellung ein Gefühl des Bedauerns darüber, dass diese Ausstellung in Berlin nicht gezeigt wird.



Harald Roth: Hermannstadt. Kleine Geschichte einer Stadt in Siebenbürgen, (Böhlau Verlag 2006). **Von Hermine Untch**

Das pünktlich zu Beginn des europäischen Kulturhauptstadtjahres 2007 erschienene Buch schließt eine Lücke in der Bücherlandschaft zum Thema Siebenbürgen. Der Verfasser Harald Roth merkt im Vorwort an, dass es sich bei diesem Buch um „den Versuch einer knappen Synthese“ der zahlreichen, insbesondere deutschsprachigen, Einzeluntersuchungen zur Geschichte Hermannstadts handelt. Es ist Roth gelungen, in sechs Kapiteln auf 200 Seiten eine kompakte, verständliche und gut lesbare Abhandlung zur 850-jährigen bewegten Geschichte Hermannstadts zu verfassen und das lokale Geschehen in einen größeren siebenbürgischen und europäischen Kontext einzuordnen. Ein zweisprachiges Straßenverzeichnis, ein Personen- und Ortsnamensregister sowie ein Stadtplan und eine Karte der „Hermannstädter Provinz“ jeweils in den Umschlaginnenseiten runden den Band ab und machen ihn zu einem nützlichen und anregenden Führer in die Vergangenheit Hermannstadts.

Das erste Kapitel behandelt die Gründung der Siedlung villa Hermanni um 1150 durch Siedler



schwerpunktmäßig aus den linksrheinischen Gebieten Elsaß, Lothringen, Luxemburg, Flandern bis in die Kölner Region, für die sich bereits im 12. Jahrhundert das zeitgenössische Stereotyp für westliche Siedler, Saxones, durchsetzt. Sehr detailliert und kenntnisreich wird der Aufstieg der Siedlung an zwei sich kreuzenden Fernstraßen geschildert, die begünstigt durch königliche Privilegien zur reichen Handelsmetropole Hermannstadt im mittelalterlichen Königreich Ungarn aufsteigt. Als dieses 1526 in der Schlacht von Mohács sein Ende findet, steht Hermannstadt auf der Höhe seines Wohlstands und seiner politischen wie ökonomischen Bedeutung.

Das zweite Kapitel umfasst die Zeit von 1526 bis 1614, die geprägt ist von den Folgen des Zusammenbruchs des alten ungarischen Königreichs. Hermannstadt ist zwar das politische Zentrum der ständischen sächsischen Nation, macht sich aber durch seine Parteinahme für die Habsburgische Seite im nun losbrechenden Streit um die Länder der Stephanskronen immer wieder zum Angriffsziel der Gegenpartei. Zahlreiche Türkenkriege, die das Umland verwüsten und das gut befestigte Hermannstadt isolieren und aushungern, sowie mehrere Pestepidemien tun ein übriges. Der zeitweilige Untergang der Stadt während der Schreckensherrschaft des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Báthory ab 1611 markiert einen Tiefpunkt in der wechselvollen Geschichte Hermannstadts. Am Ende dieser Periode leben noch 53 Bürger in der Stadt, von geschätzten 6000 im Jahr 1603.

Das dritte Kapitel überschreibt Roth mit „Die bescheidene Stadt“. 1614 ist das Jahr des Neubeginns in der Geschichte Hermannstadts. Die von Báthory vertriebenen und vor ihm geflohenen Bürger kehren allmählich zurück und beginnen umgehend mit dem Wiederaufbau der zerstörten und verwüsteten Stadt. Doch an das vormals reiche, sich durch eine gewisse Pracht auszeichnende Hermannstadt reicht das neue nicht mehr heran, es wird eine „beschaulich-bürgerliche, eine bescheidene Stadt.“ 1657 leben hier wieder etwa 7000 Menschen. Vier Jahre später zerstören wieder Kriege und sie begleitende Seuchen

Siebenbürgen und dezimieren erneut die Bevölkerung Hermannstadts um die Hälfte. In dieser Zeit ändert die Stadtführung ihre Strategie der hartnäckigen, politisch oft unklugen und überaus kostspieligen Parteinahme für die Habsburger und schwenkt auf die distanzierte Haltung des restlichen Siebenbürgen gegenüber dem habsburgischen Absolutismus und Katholizismus ein. Die Realität ist jedoch eine andere. 1687 vertreiben die habsburgischen Truppen die geschwächten Osmanen aus Siebenbürgen, besetzen es und ernennen Hermannstadt zur Landeshauptstadt.

Die Zeit bis 1849 wird im vierten Kapitel behandelt. Hermannstadt ist mit einigen Unterbrechungen Sitz der zentralen Verwaltung Siebenbürgens und wichtigste Garnisonsstadt der Provinz mit Sitz des Kommandierenden Generals. Stadt und Land verlieren in dieser Epoche mehr und mehr ihr Selbstbestimmungsrecht. Der Begriff des *Finis Saxoniae*, des Endes der Sachsen, kommt auf – zum ersten Mal. Der Reformeifer Josephs II. wird am Beispiel Hermannstadts besonders anschaulich beschrieben. Auch wenn im Restitutionsedikt 1790 fast alle der eingeleiteten Reformen zurückgenommen werden, so ist doch die politische Entscheidungsgewalt unwiederbringlich an Wien verloren gegangen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist Hermannstadt eine von Beamten und vom Militär geprägte Provinzstadt an der südöstlichen Peripherie des Habsburgischen Riesens Reichs geworden, mit der dazugehörigen ethnischen Vielfalt.

Der Epoche zwischen 1850 bis 1918 widmet sich das fünfte Kapitel. Es ist charakterisiert durch einen Wandel auf nahezu allen Gebieten. Nach dem „Ausgleich“ zwischen Ungarn und dem Wiener Hof 1867 sinkt Hermannstadt in die politische Bedeutungslosigkeit. Weder Hauptstadt der Sachsen Siebenbürgens, die als Stand aufgelöst werden, noch Landeshauptstadt, denn Siebenbürgen hat als eigener Staat aufgehört zu existieren, sondern zu einer Grenzstadt im Südosten Ungarns geworden, die immer noch Mittelpunkt für die Interessenwahrung der Sachsen ist, deren politische Arbeit jetzt aber den Charakter einer Minderheitenpolitik erhält.

Parallel zum Verlust des alten Selbstverwaltungszentrums etablieren sich in Hermannstadt neue Zentren. Der Sitz der evangelischen Kirchenleitung wird 1867 von Birtihalm nach Hermannstadt verlegt. Zeitgleich wird die Stadt geistliches und

kulturelles Zentrum der Rumänen Siebenbürgens.

Die Stadtmodernisierung, eine Sanierung von Grund auf, beginnt um die Mitte des Jahrhunderts. In einer Periode ausgeprägten Fortschrittsglaubens werden zahlreiche historische Bauwerke sowie die alten Befestigungen abgerissen, die Stadt verändert ihr mittelalterliches Gesicht und schafft Platz für technologische Neuerungen, die für den industriellen Aufschwung unabdingbar sind.

Das letzte Kapitel - es umfasst den Zeitraum von 1918 bis 2007 - ist eine knappe Zusammenfassung der Entwicklung Hermannstadts während des an Katastrophen und Wirrnissen reichen 20. Jahrhunderts. Ganz besonders an diesem Abschnitt wird deutlich, dass Roths Schwerpunkt auf dem mittelalterlichen, dem historischen, Hermannstadt liegt. Dieses ist sicherlich zum einen der Tatsache geschuldet, dass die Quellen und Forschungsarbeiten, auf die der Autor seine Synthese stützt, für die ersten 700 Jahre der Stadtgeschichte weit zahlreicher sind als für die letzten 150 Jahre und zum anderen, wie der Autor feststellt, es spätestens seit 1918 immer schwerer werde von einer ausgesprochenen Hermannstädter Stadtgeschichte zu sprechen, da die Stadt, wie alle anderen Städte Rumäniens, mehr und mehr fremdbestimmt worden sei und ihre Entwicklung sich den anderen Städten stark angeglichen habe.

Dennoch bleibt nach der Lektüre dieses letzten Kapitels ein unbefriedigtes Gefühl zurück. Nicht nur weil der darin geschilderte Zeitabschnitt uns am nächsten liegt und für viele noch sehr präsent ist, sondern auch und vor allem, weil hier jene Entwicklungen ihren Anfang nehmen, an deren Ende der Exodus der deutschsprachigen Bevölkerung Hermannstadts und Rumäniens steht. Man erfährt, dass die ganz auf den Nationalsozialismus nach deutschem Vorbild ausgerichteten Organisationen und Parteien der Deutschen in Rumänien in Hermannstadt gegründet werden und von hier aus ihre Breitenwirkung auf das ganze Land entfalten. Auch erwähnt er die wenigen Hermannstädter Bürger, die gegen diese Entwicklung opponieren, wie der Parlamentarier Hans-Otto Roth, der abgesetzte Bischof Viktor Glondys und dessen Stellvertreter Friedrich Müller. Ebenso wird von der Gleichschaltung der evangelischen Kirchenleitung, der Einberu-

fungsaktion der deutschen Männer zur Waffen-SS 1943, der völlig fanatisiert Folge geleistet wird, berichtet. Hier allerdings hätte man sich mehr Tiefgang gewünscht, die Hintergründe, die Aufschluss über diese Entwicklung geben könnten, kommen eindeutig zu kurz, sind sie doch der Schlüssel zum Verständnis der Massenabwanderung der Deutschen aus Hermannstadt und ganz Rumänien innerhalb weniger Monate im Jahre 1990 als Spätfolge dieser Ereignisse. Die Maßnahmen der kommunistischen Regierung im Nachkriegsrumänien trafen zwar alle, besonders hart aber die deutsche Bevölkerung. Die Zuweisung der Kollektivschuld am Zweiten Weltkrieg, die massenhafte Deportation in sowjetische Arbeitslager, die Enteignung von Grund und Boden, Betrieben, Werkstätten, Fabriken etc., die zeitweilige Aberkennung der Bürgerrechte, die die deutsche Bevölkerung Rumäniens nachhaltig entfremdete, wurzeln letztlich in ihrem Verhalten während des Zweiten Weltkriegs. Auch eine teilweise Rehabilitierung in

den 1950er Jahren konnte dem Ausreisewillen der Deutschen aus Rumänien nicht mehr Einhalt gebieten.

Weil all diese Zusammenhänge nicht wirklich ausgeleuchtet werden, bleibt letztlich im Halbdunkeln, warum sich Hermannstadt heute als eine über 850 Jahre von deutscher Kultur geprägte Stadt in Südosteuropa präsentiert, aber weitgehend ohne deutsche Bevölkerung.

Da es sich bei dem vorliegenden Band aber insgesamt um einen qualifizierten Reisebegleiter handelt, der zudem gut geschrieben und teilweise spannend erzählt ist, wird er dem Leser trotz der offen gebliebenen Fragen im letzten Teil „Zugänge zu einer faszinierenden Vergangenheit eröffnen, deren Spuren heute noch an vielen Stellen der Stadt wie auch verstreut in der Welt wiederzufinden sind.“

Die Kapitale im Buch. Von Markus Bauer

Birgitta Gabriela Hannover: Bukarest. Die rumänische Hauptstadt und ihre Umgebung. Trescher Verlag, Berlin 2008, 312 S., zahlr. Abb. u. Karten

Rumänien holt allmählich auf: Auf dem boomenden Markt der Reiseführer und Reiseberichte erscheinen zu dem Karpatenland immer wieder neue Bücher, die „Land und Leute“ vorstellen und detaillierte Angaben zu Sehenswürdigkeiten, Gastronomie, Reisebedingungen u.v.m. machen. So finden sich in den Abteilungen der einschlägigen Buchhandlungen meist eine Handvoll verschiedener Bücher als eine Auswahl aus einem viel größeren und wachsenden Fundus. Sei es für ganz Rumänien oder einzelne Regionen wie Siebenbürgen oder spezifiziert nach Reiseart (Auto, Fahrrad, Wanderungen) bieten diese Bände die entsprechenden Informationen, wenn auch mit unterschiedlicher Genauigkeit und Gewichtung. Auch die Zahl der für die Orientierung unabdingbaren Landkarten ist in den letzten Jahren erfreulich angewachsen. Was bisher auf dem deutschen Buchmarkt fehlte, war ein Reiseführer, der sich

ausschließlich der Hauptstadt Bukarest widmet – dieses Manko hat nun die Reiseautorin Birgitta Gabriela Hannover behoben. Ihr in einem bekannten Spezialverlag erschienenenes Buch im praktischen Taschenformat ist mit zahlreichen Farbabbildungen versehen und bietet in einem interessanten Patchwork einen Zugang zur Vielfalt der rumänischen Metropole.

Wie eine sich immer wandelnde Großstadt in einem Buch für Reisende präsentieren? Hannover, die im gleichen Verlag bereits einen Band zu Rumänien vorlegte, entscheidet sich für fünf Stadtpaziergänge, die im Zentrum die wichtigsten Gebäude und Sehenswürdigkeiten vorstellen. Jüdischen Spuren geht sie dabei ebenso nach wie zahlreiche Kirchen ihre Aufmerksamkeit finden und mit ihren wesentlichen Daten vorgestellt werden. Die historischen Zusammenhänge der besichtigten Gebäude und sie bewohnenden Menschen vertiefen kleine Essays, wie überhaupt die Historie der Stadt in wesentlichen Zügen deutlich hervortritt. In den Kapiteln zu den unterschiedlichen Spaziergängen finden sich zahlrei-

che Ausschnitte aus dem Stadtplan, so dass eine gute Übersicht der Topographie gegeben ist. Dieser Kern des Buches wird ergänzt durch ein Kapitel „Bukarest-Informationen“ mit Adressen, Verkehrsmitteln, Gastronomie, Öffnungszeiten etc., während am Anfang des Bandes eine knappe Einführung in das Land und seine Geschichte, die auch die der Hauptstadt einbezieht, die Kapitale in ihren topographischen und historischen Kontext einordnet. Ein Abschnitt des Buches stellt auch die weitere Umgebung

der Hauptstadt bis Sibiu vor. Weiterhin umfasst der Serviceteil einen kleinen Sprachführer, die unumgänglichen und wichtigen Reisetipps, ein Glossar und Literaturhinweise.

Hannover erschließt mit ihrem Buch Neuland und bereitet den Weg für die Entdeckung der pittoresken und historisch bedeutsamen Winkel einer Stadt, die selbst in Rumänien vielfach als „Moloch“ beschrieben wird.

Bilaterale Dialoge der Ev. Kirche in Deutschland (EKD) mit der Rumänisch-Orthodoxen Kirche. **Von Manfred Richter**

Die bilateralen Dialoge zwischen der EKD und orthodoxen Kirchen wurden in der Nachkriegszeit unter doppeltem Aspekt initiiert, nämlich im Bewusstsein auch der kirchlichen Verflochtenheit in die menschenverachtende und kulturzerstörende deutsche Kriegspolitik in NS-Zeiten gerade gegenüber den mehrheitlich der Orthodoxie verbundenen Völkern des östlichen Europa. Hier hat der einstige Dahlemer Pfarrer Martin Niemöller, als langjähriger KZ-Häftling ein glaubwürdiger Vertreter der Neubesinnung in Nachkriegsdeutschland, mit einem bei uns in der Ära Adenauer noch viel umstrittenen Besuch beim Moskauer Patriarchat ein Zeichen gesetzt und einen Anfang auch für theologische Gespräche ermöglicht. Diese waren seit dem Beitritt der unter kommunistischer Herrschaft stehenden orthodoxen Kirchen zum Weltrat der Kirchen bei der Weltkirchenkonferenz von Neudelhi 1961 auch theologisch dringend geworden. Neben den mit der Russisch-Orthodoxen Kirche geführten Dialogen (sowohl aus der alten Bundesrepublik wie aus der DDR heraus wurden solche gepflegt und unter den Namen der Treffpunkte als „Zagorsk“er bzw. „Arnoldshain“er Gespräche benannt) ist ab 1979 eine eigene Reihe von nach dem ersten Tagungsort Goslar benannten Dialogen mit der Rumänisch-Orthodoxen Kirche geführt worden.

Deren Wichtigkeit als erster Vermittler zwischen der östlichen orthodoxen Welt und der einst lateinischen – sei es evangelischen sei es katholischen – Welt des Abendlandes wurde ja gerade

erst wieder weithin sichtbar durch die Einladung Rumäniens zur III. Europäischen Ökumenischen Versammlung im Jahre 2007. Damit war – nach der Schweiz (Basel) und Österreich (Graz) – mit Rumänien (Sibiu/Hermannstadt) erstmals ein mehrheitlich orthodoxes Land der Gastgeber der europäischen Ökumene. Geblieben ist insbesondere – neben dem Gewinn für die gastgebende Stadt, die zugleich als Kulturhauptstadt Europas sich in mancherlei Hinsicht erneuern konnte und mit großem Kulturprogramm hervortrat – die europaweite Einladung durch den ranghöchsten Ökumenischen Patriarchen, den von Konstantinopel/Istanbul, Bartolomäus, zur gemeinsamen Feier eines Schöpfungsfesttages Anfang September durch alle Kirchen und Christen – ein Gedanke und ein Fest, das die europäische Christenheit nun seit diesem Ereignis in Rumänien ausdrücklich miteinander verbunden hält – zugleich im Gefühl des Erntedanks für das tägliche Brot.

Von den Dialogen waren nun die beiden letzten dem theologischen Thema „Kirche“ gewidmet. Denn hier fehlt es nach wie vor an gegenseitigem Verstehen und Anerkennen der jeweils gewachsenen Strukturen. War 2002 als Thematik „Das Wesen und die Einheit der Kirche Christi – die Verschiedenheit der Kirche in der Geschichte“ gewählt worden, so nunmehr in direkter Fortsetzung „Die Ökumenischen Konzilien und die Katholizität der Kirche“. Indem diese letzte Tagung im April 2006 in Eisenach durchgeführt wurde, also zu Füßen der Wartburg, wo Martin Luther, in „Schutzhafte“ seines Landesherrn vor seinen

kirchlichen Verfolgern, in wenigen Wochen das neue Testament übersetzt hatte (das sog. Septembertestament), war ohne Zweifel auch für die hochrangigen und gelehrten rumänischen Gäste ein Hauch mitteleuropäischer Geistesgeschichte und Geisteskämpfe spürbar.

Diese Dialoge, die regelmäßig bedeutende Übereinstimmungen und zugleich kirchlich-kulturelle Differenzen in der Art der Traditionsweitergabe und im heutigen kirchlichen Selbstverständnis aufweisen, beweisen zugleich, wie sehr im Kern gemeinsame Positionen bestehen. Zumal man einen biblischen Ausgangspunkt gewählt hatte: die Erzählung in der Apostelgeschichte des Lukas in Kap. 16 vom sog. „Apostelkonzil“. Dort waren gravierende Glaubensdifferenzen im Frühchristentum einer einvernehmlichen und in gegenseitiger Achtung erfolgten Regelung zugeführt worden. Neben den kanonischen Fragen, die von den Konzilien beantwortet wurden – unter denen die ersten drei bis vier herausragende Geltung in der Gesamtchristenheit behielten – wurden Vergleiche zur Liturgie und zu den Gebetstraditionen angestellt. Und siehe: erstaunlich viel ist in den Gesangbüchern, Gottesdienstordnungen und im

Brauchtum des persönlichen Gebets gemeinsam. So wurde immer wieder der alte Spruch als Leitmotiv zitiert, der Übereinstimmung fordert zwischen beiden, der *lex credendi* und der *lex orandi*: was geglaubt wird, wird gebetet, was gebetet wird, wird geglaubt.

Würden die Kirchen ihren Betern glauben – so wäre die Ökumene weiter, denn sie beten alle – fast – dasselbe: das, was wir gemeinsam haben in den ja gemeinsamen Bekenntnissen des Glaubens, und das, was in Glaube, Liebe und Hoffnung die Gläubigen bewegt. So hatte Bischof Huber in Sibiu zu recht gefordert: Schreiben wir die Schätze der Gebete und der Lieder aus allen Traditionen unserer Kirchen auf – so werden wir sehen, wie nahe wir beieinander sind und werden noch besser zueinander finden – indem wir sie gemeinsam und wechselseitig gebrauchen.

Die Dokumentationen der letzten drei Dialoge (IX, X, XI) sind samt den jeweiligen Communiqués als Beihefte zur Ökumenische Rundschau erscheinen (IX und X als BeihÖR 75 2005, XI als BeihÖR 83 2009) im Verlag Otto Lembeck.

IMPRESSUM:

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft und zugleich eine allgemeine Zeitschrift. Auflage: 500. Erscheinungsrhythmus: 1/2jährlich. ISSN 1618-1980

Herausgeber: DRG, Karolinenstr. 1, 14165 Berlin.
Die DRH werden herausgegeben von der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft e.V. (Sitz Berlin).

V.i.S.d.P: Dr. Larisa Schippel, Vogelsdorfer Str. 25, 15366 Neuenhagen.

Die DRG ist gemeinnützig, Beiträge sind steuerlich absetzbar. Zu Beitrittsmöglichkeiten siehe unter „Herausgeber“.

Spenden: (Steuerlich absetzbare) Spenden an die DRG zur Finanzierung der Hefte sind erwünscht. Solche Spenden werden nur für die Finanzierung der Hefte eingesetzt.

Bitte geben Sie bei Ihrer Spende im Verwendungszweck „Hefte“ an.

Allgemeine Spenden an die Deutsch-Rumänische Gesellschaft (ebenfalls steuerlich absetzbar) sind

jederzeit unter dem Verwendungszweck: „Spende“. möglich.

Bitte benutzen Sie für alle Spenden das folgende Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft
Postbank Berlin
Konto Nr 230108, BLZ: 100 100 10

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft erhalten die „Hefte“ kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der „Hefte“ auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der „Hefte“ mitteilen:

- Ich möchte Mitglied werden und bitte um Satzung und Beitrittsantrag
- Ich möchte zunächst nur die „Hefte“ beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte gegen eine Spende eine Rumänien betreffende Anzeige schalten
- Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die „Hefte“ interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft
c/o Dr. Larisa Schippel
Veogelsdorfer Str. 25
15366 Neuenhagen
larisa-schippel@deruge.org

